Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 34

Artikel: Reiseeindrücke aus Spanien

Autor: Streit-Bürki, Elisabeth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646834

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

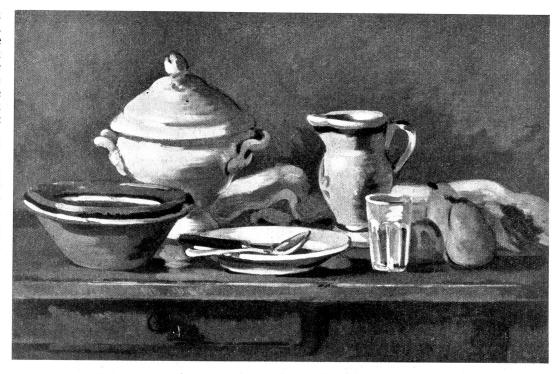
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nerische Schulung kann er nicht verleugnen. Wenn wir schon für eine Formel für ihn suchen wollen, so können wir uns auf Neu-Traditio-nalismus einigen. Die Erfahrungen der alten Meister mit dem Geist unserer Zeit zu vereinen, ist sein Ziel. Auf graurot-schwarz oder grau-grün, weiß-braun baut er mit Vorliebe seine Bilder auf. Wie er bei= spielsweise ein Grau zu einem satten Schwarz steigert, das zeugt für seine Sicherheit in der Farbgebung und seinen guten Geschmack. Die Landschaft, das Porstrait und das Stilleben pflegt er. Seine Malereien bluffen nicht; fie zeigen das ehrliche Bestreben, gut gemalt zu sein. Das macht uns diesen Rünft= ler, der seit einigen Jah= ren mit einer Bernerin



Ernest Hubert, "Vaisselle". (Oelgemälde.)

verheiratet ist, so sympathisch. Der Schreibende ist überzeugt, daß spätere Zeiten jede Malerei ablehnen werden, die auf billigen Effekten aufgebaut ist. Weil Hubert dies nicht macht, glauben wir an die Zukunft dieses Malers. Den Sommer versbringt er meistens in der Schweiz, mit Vorliebe an den Seen unseres Mittellandes. Das Atmosphärische einer Seelandschaft sagt seinem Empfinden besonders zu. Neben Del macht er oft und gerne in der Gouachetechnik. Wir kennen und schähen auch Radierungen und Lithographien von ihm.

Wiederholt schon hat Ernest Hubert in der Schweiz und in Paris ausgestellt. Sammler und Sammlungen wers den auf ihn aufmerksam; die Aritik spricht mit Achtung von ihm. Wir haben allen Grund, die Weiterentwicklung dieses Malers aufmerksam zu verfolgen. J. D. Kehrli.

Reiseeindrücke aus Spanien.

Von Elisabeth Streit-Bürki.

Ausflug nach San Sebastian.

Vom sübfranzösischen Städtchen St. Jean de Luz aus sahre ich an einem sonnigen Septembertage nach San Sebastian. Nicht einmal eine Eisenbahnstunde sind die beiden Orte voneinander entfernt, und das Villet bekommt man beinahe geschenkt, so daß ich mir diesen Ausslug öftersschon gestattet habe und San Sebastian allmählich recht gut kennen lernte. In Irun muß immer umgestiegen werden. Kein ausländischer Eisenbahnwagen kann Spanien besahren. Spaniens Geseise liegen um etwa 40 Jentimeter weiter auseinander, als dies in andern Ländern üblich ist.

Seute sind wenig Reisende, so daß die Zollrevision nicht viel Zeit beansprucht und ich bald im sauberen spasischen Abteil sitze. Drüben, in einer Entsernung von unsgesähr 2 Kilometern, liegt verträumt das alte Fuenterradia mit seinem schmucken runden Glockenturm und dem sinsteren Castillo de Carlos V. Sinter dem Hügel, den das Städtschen bedeckt, weiß ich das Meer. Fuenterradia ist das erste typisch spanische Städtchen, das ich kennen lernte, und es bezauberte mich immer wieder von neuem mit seinen steilen, engen Gäßchen, den hohen Häusern mit den in die Straße

vorspringenden Dächern, den vergitterten und stets versschlossenen Fenstern und den dunkeläugigen schüchternsfreundslichen Menschen.

Seftig gestikulierend treten zwei Männer in den Wagen und nehmen für Minuten meine Aufmerksamkeit gefangen. Ich sehe den Augenblick nahe, wo sich der kleinere auf den größeren stürzt, um ihm mit Gewalt seine Meinung aufzuzwingen. Verstehen kann ich kein Wort, denn sie sprechen baskisch, und diese Sprache hat keinerlei Verwandtschaft mit dem Französischen oder Spanischen. Es wird aber wohl um einen Stierkampf gehen, aus den drastischen Gesten zu schließen, mit denen die Reden begleitet werden. Der fleine Mann ist furchtbar aufgeregt. Er springt alle Augen-blide von der Bank, stürzt sich mit beschwörenden Gebärden auf sein Gegenüber, schüttelt die Fäuste, stößt unartikulierte Laute durch die großen weißen Zähne und benimmt sich wie ein Irrsinniger. Plötslich nickt sein Begleiter. Das genügt, um den Erregten zu beruhigen. Er bricht in findliches, herzliches Lachen aus, umarmt den andern, und einträchtiglich fahren die zwei bis zur nächsten Station. Spanisches Tem= perament, denke ich dabei. Heißblütig und gutmütig in einem.

Bis San Sebastian bleibe ich allein. Ich wundere mich nicht weiter darüber, daß so wenig Menschen heute reisen. Man macht sich überhaupt über alles weniger Gedanken unter diesem südlich blauen Simmel und bei dem frohen, leichtlebigen Bolk.

In San Sebastian eile ich auf dem fürzesten Weg zur Altstadt. Ich mag den modernen Stadtteil nicht leiden. Er ist so wenig spanisch als nur möglich: Hotels, Banken, Geschäftshäuser, genau gleich wie überall in Europas Großestädten. Aber die Altstadt hat ihre ausgesprochene Eigenart. Da sind die Gäßchen eng und winklig, da sieht man durch halbgeöffnete Türen in geheimnisvolle Höfchen; ab und zu findet man ein Tor mit wundervoller alter Schmiedearbeit, mit dicken Nägeln beschlagene Türen unter alten, in Stein gehauenen Torbogen. Die Fenster sind zum großen Teil vergittert. Frauen trifft man wenig auf der Straße, die Kinder eilen haltig und scheu vorbei.

Die Altstadt liegt am Fuße des Monte Urgull. Er

ist das Ziel meines heutigen Ausfluges. Ein guter Spazierweg führt hinauf, wohl der Badegäste wegen, die in den Sommermonaten San Sebastian in großer Jahl aufsuchen. Der Hügel war einmal Festung. Davon zeugen die Mauern, die sich von oben gegen das Meer hin ziehen, die vielen unterirdischen Gänge, davon zeugen vor allem die Ruinen, die oben den ganzen Hügel bedecken. Bon Terrassen, wo früher wohl Kanonen gestanden haben, dieten sich wundervolle Ausblicke auf Stadt und Meer. Die Bucht, in der San Sebastian gelegen ist, wird gegen das offene Meer hin zu beiden Seiten von steilen Hügeln beherrscht. Zwischen ihnen liegt die kleine Felseninsel Santa Clara, eben groß genug, um einem weißen Haus mit romantischem Garten Raum zu geben. Hinten in der Bucht schauen aus schatztigen Gärten und Alleen weiße Villen und Hotels. Dashinter breitet sich das Land, Hügel hinter Hügel.

Am schönsten aber ist der Monte Urgull gegen das offene Meer. Steil fällt er ab, einsam und still ist's hier, kein Laut dringt ans Ohr außer dem Rauschen der Brandung, die tief unten an den Uferfelsen grollt. Und das Meer ist hier so blau, so weit, wie ich es nicht im Norden, nicht im Süden je so gesehen habe.

Lange, lange bleibe ich hier im Schatten der Ruinen siken.

MIs Spionin verdächtigt.

Ein Blid auf die Uhr zeigt mir, daß ich zu spät bin für den üblichen Zug zur Rückfahrt. Wenn die spanischen Eisenbahnen durchaus nicht das Lob allzugroßer Pünktlichkeit für sich beanspruchen dürfen, Verspätungen von mehr als einer Stunde gehören immerhin zu den seltenen. Wie ich zum Bahnhof komme, läuft eben, von Süden kommend, ein Schnellzug ein. Ohne langes Besinnen nehme ich drin Platz und rolle sorglos der französischen Grenze zu.

Da fährt der Zug langsamer und langsamer und bleibt plöglich auf freiem Felde stehen. Die Reisenden werden unruhig. Ich schaue zum Fenster hinaus. Nichts ist zu sehen. Was bedeutet das? Warum fährt der Zug nicht weiter?

Die Abteiltüre öffnet sich. Mit aufgepflanztem Bajonett erscheinen zwei Soldaten. Ein dritter Mann in Uniform, doch unbewaffnet, fordert die Pässe ab, verlangt das Geld zu sehen. Was bedeutet das? Mich beunruhigt's nicht zu sehr. Eher amüsiert schaue ich dem Treiben zu. Ungemütlich wird mir erst, wie ich meinen Paß nicht zurückbekomme und und auf tausend Fragen Antwort geben soll, deren Sinn ich zum Teil gar nicht verstehe. Aller Augen sind auf mich gerichtet. Ich sei Schweizerin, versichere ich von neuem. Alls solche wurde ich bis jetzt im Ausland von Amtsorganen immer mit Höflichkeit behandelt. Doch den Spaniern macht das keinen Eindruck. Was ich in Spanien gesucht? Wie lange ich dort gewesen sei? Daß ich bloß von San Sebastian gekommen, scheinen sie mir nicht zu glauben. Sie scheinen mir überhaupt nichts zu glauben.

Endlich gehen die drei weiter. Doch meinen Paß haben sie behalten. In unserem Wagen widerfährt zwei Herren und einer Dame das gleiche. Die andern aber, die Unsverdächtigen, packen beruhigt ihre Sachen wieder zusammen und werfen uns schwarzen Schafen neugierige Blicke zu. Geredet wird nichts. Nach mehr als einer Stunde setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Bald darauf sind wir in Irun.

Da erscheint die Prozession noch einmal, nur noch seierslicher als zuvor. Wir Paßlosen werden aufgefordert, den Militärs zu folgen. In einem dumpfen, unfreundlichen Bureau besiehlt man der Dame und mir zu warten. Zwei weitere Frauen werden von dort eben abgeholt und wegsgeführt. Und nun warten wir, endlos. Der Zug nach St. Isaan, der Anschluß hatte mit diesem Südzug, muß längst weggefahren sein. Und ich habe Hunger. Ich denke an die Schweiz, an zu Hause und daß sie dort wohl eben

gemütlich beim Abendbrot sitzen, nicht ahnend, daß ich, der Spionage verdächtig, in diesem elenden spanischen Loch sitze, nicht wissend, wie das alles noch enden werde.

Da tauchen die Uniformierten wieder auf. Sie sprechen nur spanisch, behaupten aber, französisch zu verstehen. Wieder soll ich über alles Mögliche und Unmögliche Auskunft geben. Diesmal scheint man aber meinen Aussagen Glauben zu schenken. Inwerhin muß ich mir noch gefallen lassen, daß ich von einer Frau (ich weiß nicht, welches Amt sie eigentlich bekleidet, ob Butzrau oder Bureaulistin) vom Kopf dis zum Fuß abgetastet werde. Das Gleiche widerfährt meiner Leidensgefährtin. Wir fühlen, daß jeglicher Widerstand nur Unheil stiften könnte. Keine von uns sagt darum ein Wort dazu.

Meiner Empörung mache ich erst Luft, wie ich sicher auf französischem Boden angelangt bin. Meine gute Wirtin umarmt und küßt mich, wie wenn ich eben dem Tod entronnen wäre. Ob ich es denn nicht gelesen? In Sevilla wären Unruhen ausgebrochen, da sei die Grenzkontrolle natürlich doppelt streng. Nie hätte ich mich da nach San Sebastian wagen dürfen!

Fahrt nach bem Güben.

Wenige Wochen später fahre ich nach Toledo. Der Zug verläßt Irun gegen Abend. Ueber Vitoria, Burgos, Miranda geht's nach Valladolid. Der Morgen graut, wie wir uns der Sierra de Guadarrama nähern. Kahl ist das Gebirge, grau und trostlos ragen die unbedeckten Bergzüge in den Morgenhimmel. Wie aus diesen Felsen gewachsen liegt der Escorial Philipps II., kalt und streng, ohne äußeren Schmuck und aller Lieblickkeit bar.

Eine Stunde später fahren wir in Madrid ein. Durch nichts unterscheiden sich die Bororte Spaniens Hauptstadt von denen anderer Großstädte, nur daß sie vielleicht noch um etwas ärmer an Grün und Frische sind, als anderswo.

Um mit dem Bolf etwas in Berührung zu kommen, fahre ich von Madrid nach Toledo dritte Klasse. Das Abteil bleibt aber zu meiner Enttäuschung längere Zeit leer. Die Bahn durchquert die Mancha. In diesen rotbraunen, schwach gewellten Sbenen also hat Don Quichote seine Rossinante getummelt, dies ist die Heimat Sancho Pansas und seines armen Esels. Ich begreife, daß aus dieser Landschaft die große Sehnsucht nach einer Dulcinea eines ersträumten Märchenlandes wachsen muß.

Im Norden zieht sich ein gelber, kahler Bergzug. Ab und zu liegt dort in einer Nische ein Städtchen. Dann hält die Bahn auf freiem Felde an. Auf hohen Zweiräderkarren kommen die Leute zur einsamen Station gefahren oder auf Eseln angeritten.

Endlich wird mein Wunsch erfüllt. Die Wagentür geht auf, lachend und schwahend drängen sich Männer und Frauen herein, beladen mit schweren Körben, die angefüllt sind mit Gemüsen und herrlichen Früchten. Mir gegenüber setzt sich eine nicht eben hübsche, ziemlich beleibte Spanierin. An ihrem einen Arm hängen mehr als ein halbes Dutend les bendiger Sühner, an den Beinen zusammengebunden. Mit einem derben Schwung werden sie unter die Bank befördert und mit den Füßen unsanft nach hinten geschoben. Entseht schaue ich zu, wie sich der lebendige Knäuel gadernd und freis schend wälzt. Mit den Beinen der armen Tiere scheint etwas nicht zu stimmen. Es geht ab und zu ein heftiges Zuden durch sie, das die Füße aber seltsam unberührt läßt. Und plöglich geht es mir mit fürchterlicher Deutlichkeit auf: den beklagenswerten Tieren sind die Beine oberhalb des Fuß gelenkes gebrochen, wohl damit sie auf dem Markte nicht davonrennen können. Später habe ich beobachten können, daß das Geflügel fast ausnahmslos lebend, aber mit gebrochenen Beinen, auf den Markt kommt.

Ich frage meine Nachbarin nach dem Woher und Wohin. Sobald ich den Mund öffne, verstummt das lebhafte

Gespräch. Ich habe Mühe, mich verständlich zu machen, aber keiner lacht mich etwa aus. Höslich und zuvorkommend ist jeder beflissen, mir jede Auskunft zu geben. Und da bietet mir plötzlich eine junge Frau mit bezauberndem Lächeln etwas an. Ich greife zu, gefangen genommen von diesem jungen, schönen Gesicht. In meiner Hand liegen zwei Knoblauchzehen. Nun erkenne ich auch den eigenartigen Geruch, der zugleich mit diesen Leuten hier Einzug gehalten. Die essen auf Reisen Knoblauch, wie wir etwa Pralinées. Bei all der herzlichen Freundlichkeit vergesse ich fast, daß ich vor wenig Minuten noch schauderte ob der Grausamkeit dieser Menschen.

Zum Glück werde ich auf dem Bahnhof von Toledo abgeholt, denn allein hätte ich mir kaum einen Platz erobern fönnen in dem autobusähnlichen, nicht eben Vertrauen er= wedenden Gebilde, das den Personenverkehr zwischen der fast 1/2 Stunde entfernten Stadt und dem Bahnhof besorgt. Geschoben und gehoben lande ich halb zerdrückt auf einer harten Holzbank. Wie die Bäringe sind wir eingeschachtelt. Unmöglich, daß noch ein einziger Mensch Plat finden könnte. Bon außen wird die Türe von zwei Männern zugedrückt. Der Chauffeur versucht das Behikel in Gang zu bringen. Umsonst. Die Reisenden feuern ihn an, denn vom Bahnhof= gebäude nähern sich noch zwei Frauen, die offenbar die Absicht haben, auch noch mitzufahren. Es regnet Drohungen, Flüche. Der Autobus bleibt unbeweglich. Die Frauen stehen nun draußen und reißen an der Türe. Drinnen wird von einem halben Dutend Sande entgegengestemmt. Ein Radau geht los, der jeder Beschreibung spottet. Immer noch will der Motor nicht anspringen.

Plözlich taucht ein höherer Bahnbeamter auf. Mit wichtiger Mine erfaßt er sogleich die Situation. Die Türe wird geöffnet, der Lärm verstummt, jeder versucht seinen Umfang auf ein Minimum zu reduzieren. Mein Koffer kommt mir abhanden. Ich gebe ihn so ziemlich verloren und bin froh, wenigstens Geld und Baß auf mir zu tragen. Plözlich fängt das ganze Ding an zu schwanken. Der Wagen setz sich in Bewegung. Mit einem höllischen Lärm rattert und knattert er davon.

Unmöglich zu sehen, wohin wir fahren; ich kann kaum ben Kopf drehen. Endlos dünkt mich die Fahrt. Es geht bergauf, so viel spüre ich, dann über eine Brücke und nun über ein schreckliches Pflaster wieder bergauf. "Puerta del Sol", ruft mir jemand zu, der wohl sieht, daß ich hier fremd bin. Eben noch erhaschen meine Augen ein Endchen vom großen nordöstlichen Stadttor, einer kleinen Festung in maurischem Stil. Da werden wir nochmals alle ineinander geworfen, und der Autobus steht. Lachend, in aller Serzlichseit und Minne, werden die zuletzt hereingeschobenen Frauen ausgeladen, dann gibt's etwas Luft, und langsam entleert sich der ganze Wagen. Verwirrt und schwindlig stehe ich auf einem großen vierectigen Platz, dem Zocodover; mein Koffer hat sich ohne mein Dazutun wieder bei mir eingefunden.

Ein Gang durch Toledo.

Mach wohltuendem Bad und erquidendem Schlaf bin ich gegen Abend bereit zu einem ersten Gang durch die Stadt. Was ich finde, ist das reinste Mittelalter. Daß es in Europa noch so etwas gibt: eine Stadt, die in ihren Gassen weder Aram noch Auto kennt, die so ruhig ist, wie Benedig mit seinen Wasserkraßen! Aber wie sollten hier auch Aram und Autos fahren! Die Straßen sind zum großen Teil so eng, daß die ausgestrecken Arme beidseitig die Haussfassan fast berühren, dazu so steil und winklig, daß selbst der Belofahrer abgeschreckt wird. Um die Kathebrale herum tragen sie fast alle das gleiche Gesicht. Es kommt vor, daß ich drei, vier Mal das gleiche Gäßchen durchwandere, im Glauben, stets anderswo zu sein, und dann wieder streife ich durch verschiedene Straßen, wähnend, mich immer in der gleichen zu befinden. Eine einzige Straße

führt durch Toledo, die von Kraftwagen befahren werden kann. In ihr finden sich auch beinahe alle die Geschäfte. Sie beherrscht aber die Stadt keineswegs. Man hat fast den Eindruck, als ob sie gar nicht eigentlich dazu gehöre.

Es ist, wie wenn die letzten Jahrhunderte diese Stadt vergessen hätten. Sie ist fast unverändert so, wie Philipp II. sie verließ, als er die Residenz von Toledo nach Madrid verlegte. Ein Bild von Greco, das Toledo ums Jahr 1600 zeigt, könnte so gut jetzt gemalt worden sein. Wie eine Rönigin thront es auf dem vom Tajo umflossenen Felsenhügel in einsamer Größe und Schönheit. Ringsum dehnt sich Wüste, nur Fels und Stein. Wie kostbarer Spitzenschmuck wirken die zahlreichen Türme und Spitzen der Kirschen und Schlösser, der Stadttore und Kastelle. Es ist unsglaublich, wie viele Kirchen und Klöster Toledo in seinen Mauern birgt!

Ich streife durch die Gassen und staune, staune. Wör= mann nennt Toledo "ein Museum unter freiem Himmel". Das ist keineswegs eine Uebertreibung. Auf Schritt und Tritt stoße ich auf Ueberreste alter Rulturen, an allen Mauern hängt die Bergangenheit. Am auffallendsten sind bie vielen Zeugen der maurischen Rultur. Sie stammen zwar zum kleinsten Teil aus der Zeit der Maurenherrschaft, doch blieb der Baustil nach dem Zusammenbruch des Kalifats noch durch Jahrhunderte unter maurischem Einfluß. Die Puerta del Sol 3. B., jenes große, festungsähnliche Tor am nordöstlichen Ende ber Stadt, das mit seinen ineinander= geschobenen Hufeisenformen und den Ziegelverblendungen so typisch maurisch anmutet, wurde zu Anfang der Herrschaft der kastilischen Rönige erbaut. Rleine Rastelle, reizvolle Torbogen, Kirchturme in maurischem Stil begegnen mir auf Schritt und Tritt. Enttäuscht bin ich vom Mcazar, der alten Maurenburg. Die wurde im Laufe der Jahrhunderte so oft zerstört und wieder aufgebaut, daß es schwer fällt, etwas vom Ursprünglichen zu erkennen. Wie sich der Bau jett zeigt, wurde er erst um die lette Jahrhundertwende fertiggestellt. Er imponiert nur durch seine Große und seine die Stadt beherrschende Lage. Schön ist er aber nicht zu nennen. Eine Radettenschule ist jett dort untergebracht.

Die Nacht fällt schnell in diesen engen Gassen. Unheimslich wirken die hohen, strengen, fast fensterlosen Häuser, die sich oben beinahe berühren und den Himmel nur als kleinen hellen Streifen sichtbar lassen. Die Ruhe bedrückt plötzlich. Ist es nicht eine tote Stadt? Gehört sie nicht eigentlich mehr der Vergangenheit an als der Gegenwart? Warum leben auf dem Raum, wo früher 200,000 Menschen Platz fanden, nur noch deren 20,000? Liegt ein Verhängnis über ihr?

Erntedank.

Nun führen Tag um Tag die schweren Wagen Den Erntesegen in die Scheunen ein, Es werkt das Volk der Bauern auf dem Felde Vom ersten Frührot dis zum Abendschein.

O heilig' Tagwerk, das den Segen erntet! O starkes Bolk du, das das Brot uns baut, Wie stehst du groß und stolz auf deinen Aeckern, Da dir die Erde Manna anvertraut.

Die Garben trägt ihr, harte Schwielenhände, Wie im Gebet hebt ihr sie hoch empor, Es geht darüber hin des Windes Säuseln Als einer Hymne feierlicher Chor.

Maria Dutli=Rutishauser.